

Bischof Dr. Christian Stäblein
Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Bericht zur kirchlichen Lage
Evangelische Forschungsakademie

4. Januar 2020

Die Lage in der EKBO – Macht und Autorität

Die St. Marien-Kirche in Prenzlau bekommt ein neues Gewölbe, also genauer: sie bekommt ihr altes Gewölbe zurück, das kostet rund 3,5 Millionen Euro, man ist großzügig aus dem Fonds des Landes Brandenburg bedacht worden. Die Joche werden nun nach und nach wieder vom Gewölbe überzogen, der Schlussstein liegt schon bereit, dieses Jahr im Mai wird das Projekt fertig. St. Marien Prenzlau, diese gotische Hallenkirche aus der Wende 13./ 14. Jahrhundert, mancher von Ihnen war womöglich schon da – das ist die Perle der Uckermark und so fiebert die ganze Uckermark mit, dass die Kirche in neuem alten Glanz erstrahlt.

Wie komme ich darauf, wie komme ich darauf, meinen Impuls zur Lage der EKBO so zu beginnen?

Nun: es ist natürlich ein schönes Symbol für den Umbau der Kirche. Den erneuten, nun in diese Richtung laufenden Umbau. Vor ein paar Monaten haben wir den jahrzehntelangen Leiter des Bauamtes verabschiedet, Matthias Hoffmann-Tauschwitz. Er kam in den 70er Jahren von Bremen nach West-Berlin. Damals, so erzählt er, wollte man die großen Kirchen alle schleifen, würden nicht mehr gebraucht, große Hallen, große Schiffe, hohe Kanzeln – alles überholt. Augenhöhe, Diskussionsorte, diakonische Gemeinschaftsräume seien nun dran. Damals hat sich H-T, wie Hoffmann-Tauschwitz liebevoll genannt wird, einem solchen Radikalumbau widersetzt, behutsames weiter entwickeln war seine Devise. Entstanden sind große Kirchen mit schönen funktionalen Einbauten – etwa Heilig Kreuz Passion in Kreuzberg, die vielleicht bekannteste Kirche, die zugleich Verwaltungsräume, Suppenküche, Cafe und manches andere beinhaltet, alles gut erreichbar durch einen Stahl- und Glasum- und Einbau – und trotzdem, H-T sei Dank, ist Heilig Kreuz Passion ganz Kirche geblieben. Jetzt, siehe Prenzlau, bauen wir also wieder in die andere Richtung. Wenig, wird man sagen dürfen, wenig ist so beständig wie der Umbau der Kirchen. Keine neue Erkenntnis das, aber schön anschaulich, wenn man die Kirchbauentwicklung ansieht.

Prenzlau mitten in der Uckermark auch ein gutes Objekt um zu verdeutlichen, vor welchen Herausforderungen die EKBO steht. 14000 Kirchenglieder sind es noch in der Uckermark, nicht in Prenzlau, im ganzen Kirchenkreis, also von Angermünde über Schwedt bis Fürstenwerder im Nordwesten. Die Uckermark gehört wie die Prignitz zu jenen Landschaften, die nach EU-Richtlinien, was die Bevölkerungsdichte angeht, streckenweise als unbewohnt gelten. Unbewohnt. Kirchlich-christlich erst recht? Gar nicht. Man fahre etwa nach Schönfeld, wo der Bruder Dietz einen Förderkreis aufgebaut hat – die können inzwischen eine halbe Pfarrstelle finanzieren, die sind hoch aktiv, da brummt die ehrenamtliche Arbeit und das Gemeindeleben über die verschiedenen Dörfer, ganz klassisch. Allein: wo werden sie demnächst noch einen Pfarrer, eine Pfarrerin herbekommen, wenn der Bruder Dietz geht? Naja, diese Fragen kennen Sie auch alle gut: Pfarrnachwuchs, Parochiefragen, ab wann ist eine Kirchengemeinde sinnvoll Körperschaft öffentlichen Rechts und und und. Soll vielleicht der ganze Kirchenkreis zu einer Kirchengemeinde werden – im Sinne der Körperschaft – St. Marien Prenzlau der Leuchtturm, das weit strahlende Kirchenkreiszentrum, zu dem alle fahren müssen – aber auch können, und also sollen?

Liebe Geschwister, sicher könnte ich sagen, ich habe St. Marien Prenzlau als Einstieg ausgewählt, weil an dieser Kirche relativ leicht die Bau- und Organisationsfragen der EKBO darzustellen sind. Und auch die Struktur mit ihren Herausforderungen von – neudeutsch formuliert – „entdichteten“ Räumen hier und Metropole Berlin dort. Aber ich bezweifle, dass das der einzige Grund ist, warum ich diese Kirche zum Einstieg ausgesucht habe. Ich hätte dann ja auch gut St. Marien Bernau oder Magdalenen Eberswalde oder St. Gertraud Frankfurt/Oder nehmen können. Wie also komme ich auf St. Marien Prenzlau? Womöglich auch deshalb, weil alle Sitzungen der Kirchenleitung und alle Sitzungen des Kollegiums – also des Leitungsorgans des Konsistoriums und des Leitungsorgans der Gesamtkirche EKBO in einem Raum stattfinden, in dem ein großes Gemälde an der Wand hängt. Ein einziges Ölbild für den ganzen Raum. Immer schon oder sagen wir vorsichtig: lange schon. Und man guckt da also immerzu unwillkürlich drauf und merkt es gar nicht. Die ersten Jahre habe ich da immer einfach so drauf geschaut und mir keine weiteren Gedanken drüber gemacht, wie das so ist bei Bildern. Dachte vielleicht mal: alter Marktplatz, alte Kirche,

schöner Ölschinken. Irgendwann hat jemand gesagt: das ist übrigens die St. Marienkirche in Prenzlau. Ach. Ach ja.

Bilder haben Macht. Na klar, Bilder haben hoffentlich Schönheit, sind, wenn es gut geht, anregend, manchmal auch verstörend. In jedem Fall haben sie Macht. Sie prägen durch ihr Dasein, durch ihre Präsenz – naja, ich werde das nicht weiter auszuführen, nicht bei einer Tagung über Macht und Autorität. Bei meinem Doktorvater Manfred Josuttis habe ich gelernt zu begreifen, warum es kein einfacher, warum es ein sehr bedeutungsvoller Akt ist, was ich wie wo nach dem Umzug – privat oder dienstlich – an Bildern aufhänge. Und wer immer zu welcher Zeit die St. Marienkirche Prenzlau als Ölgemälde in den Sitzungssaal der EKBO gehängt hat, es war ein auch machtvoller Akt. Und jedenfalls kein schlechter. Denn St. Marien Prenzlau zeigt uns, erzählt uns etwas von den Umbrüchen in dieser Kirche, von ihrer Lage. Das Bild erzählt uns Kirchenleitenden, die dort sitzen und tagen immer wieder: die EKBO, das ist nicht Berlin und irgendwie noch Land drumherum, das ist nicht die Berliner Kirche. Die EKBO: das ist Berlin, Brandenburg und die schlesische Oberlausitz – und Brandenburg ist nicht einfach Brandenburg, sondern Uckermark, Oderland, Barnim, Fläming, Mittelmark, Havelland, Prignitz, Ruppiner Land, Potsdam, Lausitz, Niederlausitz, Spreewald, Cottbus, Oderbruch, Seelower Höhen – ich hör schon auf. Das Bild von St. Marien möge an die Vielfalt erinnern. Überwölbte, überwölbende Vielfalt.

Bilder haben Macht. Erzählmacht. Deutungsmacht. Im zweiten Stock im Haupthaus des Konsistoriums auf dem Flur hängt ein Bild, das vor ein paar Tagen in mancher größeren Zeitung als Foto zu sehen war. Das Foto zeigt einen früheren Konsistorialpräsidenten, der sich vor sein eigenes Konterfei gesetzt hat, vor sein Bild in Öl. Das Bild in der Zeitung ist noch nicht so alt, und dass es jetzt da zu sehen war, liegt daran, dass der hier verewigte Präsident gerade gestorben ist: Manfred Stolpe. Das Porträt von ihm ist ohnehin sehr spät auf die zweiten Etage im Hause gehängt worden, erst vor fünf Jahren. Präsident war er für die Region Ost aber bis 1990. Wie Sie sich vorstellen können, war das halt lange ziemlich umstritten: soll er ein Porträt bekommen? Soll man es aufhängen? Kaum einer hat vermutlich so viel für die Kirche getan – und kaum einer war über viele Jahre so umstritten wie er. Stasi-Kontakte? Für die Kirche? Oder die Kirche verraten? Ja, im 30. Jahr nach der friedlichen Revolution brechen in dieser Kirche – wie an vielen anderen Orten – Debatten und Fragen

auf, die lange verschüttet schienen. Debatten um die Traditionen, um ein ehrliches Miteinander, Debatten auch um Machtfragen. Wer bestimmt nach 30 Jahren eigentlich was und wen? Warum gab es keinen Kandidaten/ keine Kandidatin aus dem Osten bei der Bischofswahl? Und wieso ist das heute noch eine Frage? Mit der Wahl von Dr. Christina-Maria Bammel als neue Pröpstin ist eine Frau aus dem Osten in das zweithöchste geistliche Amt der EKBO gewählt worden. Aber war das ein Kriterium? Wie präsentiert und repräsentiert sich in dieser Kirche, dass sie aus verschiedenen Traditionen wieder zusammen gewachsen ist? Was ist wirklich vom Osten geblieben? Oder hat die Westkirche mit ihrem wirtschaftlichen Denken alles umformatiert – die anstehenden Spardebatten sind nicht frei von diesen Fragen: welche Logik bestimmt, welche ist mächtig? -- Das Zusammen wachsen – oder auch nicht zusammen wachsen – von Ost und West ist auf besonders spannende Weise in dieser Kirche zu beobachten. Und an mir, der ich aus Hannover stamme, aber über eine Pankower Kirchengemeinde, also Ost-Berlin, Anfang der 90er Jahre in die Kirche hineinsozialisiert bin, an mir kann ich manchmal selbst erleben, wie ich einerseits gerne das Ostnarrativ übernehme – so, als wäre ich gleichsam selber Teil der friedlichen Revolution gewesen: biblisch umgeformtes Motto: und wieder reißen wir die Mauer ein – einerseits bin ich oder mache ich mich zum Teil des Ostnarrativs und freue mich, wenn es das bestimmende Narrativ unseres Landes wird, auch für die, die nie dabei waren, so ist das ja mit Erinnerungsnarrativen, das ist ja mit ihr Sinn. Andererseits bin ich der mit der Westidentität, behände im Zahlenspiel von Kirche und Ökonomie und vorrechnen, wie Strukturen halt sein müssen und werden. Ja, das alles gehört zu dieser Kirche – und erst recht das Spiel mit den Klischees, wie ich es jetzt auch gerade tue. Das ist die Lage – und sie ist in dieser Hinsicht schon sehr ernst, weil der Kampf um die Narrative und um die Deutungshoheit der friedlichen Revolution ja vor Ort sehr virulent ist. Da fehlt nun jemand wie Manfred Stolpe, der auf seine Weise versöhnen konnte, der glaubhaft für die Verbindung von Zeiten und Welten stand, ein moderner Unterhändler zwischen Gesellschaft, Staat und Gottvertrauen, dabei ganz und gar bodenständig. Ein Pommer, der gut ein Märker sein konnte. Ein Kirchenmensch ohne jede Frömmelei. Das alles erzählt mir das Bild von Manfred Stolpe.

Wenn man nun im siebten Stock im Sitzungssaal nicht auf das Bild der schönen Marienkirche guckt, sondern aus der breiten Fensterfront einfach raus – es ist ein herrli-

cher Blick über die Stadt. Gar nicht weit weg zwei Türme – ach, habe ich am Anfang immer gedacht, wie schön, man sieht sofort zwei Kirchtürme. Welche denn, habe ich gefragt, welche denn? Ach - gar nicht Kirchtürme, es sind die Türme der Gebäude am Frankfurter Tor, da, wo die alte Prachtstraße der DDR entlang ging, da, wo bald Friedrichshain und Lichtenberg aufeinander treffen, zwei alte, aber gar nicht so alte Stadttortürme. Ist ja nicht alles Kirche in dieser Stadt, im Gegenteil: 20-25% Kirchenglieder. Nein, nicht die Hauptstadt des Atheismus, wie es oft klischeehaft heißt, ist Berlin. Aber auch nicht die Hauptstadt des Glaubens. Und wenn schon Achtsamkeit für Körper und Geist modern, dann doch eben eher Yoga-Studios – jedenfalls hier in der Nähe der Türme am Frankfurter Tor. Irgendwo habe ich gelesen, Friedrichshain, der neue Hip-Bezirk, der neue Prenzlauer Berg, Friedrichshain sei der Bezirk mit den meisten Yoga-Studios. Wer weiß. Jedenfalls haben wir als EKBO ein neues Projekt, ein Projekt der Kirchenkreise Neukölln und Stadtmitte, zwei der größten Kirchenkreise der EKBO, die haben je eine halbe Stelle dafür locker gemacht – und dazu die Landeskirche auch noch mal so viel – je eine halbe Stelle dafür, dass zwei Pfarrerinnen für einige Jahre das Projekt „spirit and soul“ angehen, oder einfacher gesagt: versuchen, mit kirchlichen Angeboten in diese Szene hinein zu kommen, die Szene der frei flottierenden Spiritualität und Achtsamkeit in dieser Stadt. Zwei sehr begabte Pfarrerinnen versuchen sich an einem so genannten „Dritten Ort“ von Kirche, also einem Projekt jenseits der Parochie – erste Orte – und jenseits der Einrichtungen und Werke – zweite Orte. Das kann man für Quatsch halten, für naiv, für theologisch kurzschlüssig, undurchdacht. Es ist ein Versuch. Weil nichts versuchen oder alles nur einfach so weiter machen wie bisher, das scheint die Mitgliederschwundrate von gut 2% nicht zu tangieren. Und dass wir vor allem die 18-35jährigen erreichen müssen, das zeigt uns die Freiburger Studie ja gut. Aber das ist selbstverständlich sehr instrumentalisiert gedacht und formuliert. Instrumentalisiert im Blick auf das Projekt, instrumentalisiert im Blick auf Kirchenmitgliedschaft aus Sicht der Organisation, instrumentalisiert im Blick auf den Corpus Kirche insgesamt. Kann man theologisch alles besser formulieren. Dennoch: ich bin ein Fan des Projekts *Spirit and Soul* und ein Fan weiterer Dritter Orte wie etwa den Refo-Campus Moabit – das Projekt einer modernen Kommunität, die eine ausrangierte Kirche mit Kita wiederbelebt hat. Es sind Versuche neue Orte zu finden – und besser etwas versuchen und sich begeistern lassen und aufbrechen als nicht. Aufbrechen, Pilotprojekte – das kann die EKBO, würde ich sagen, aufbrechen gehört hier dazu.

Das war jetzt der Blick aus dem Fenster. Ich hätte große Lust zu behaupten, man könnte von dort, vom siebten Stock des Sitzungssaals bei gutem Wetter bis in die Lausitz schauen. Das wäre doch was. Aber das stimmt nicht. Man kann nicht mal bis zum Rand von Berlin sehen, wie auch. Könnte man es, sähe man das, was im Moment halb Berlin und Brandenburg in Ekstase versetze: ein Blick bis nach Grünheide, Stadtrand, schon Brandenburg, aber doch auch Speckgürtel, hier wird, hier will sich Tesla ansiedeln. Endlich: Elektroautos nach amerikanischem Bauplan, aber made in Germany. Tesla, Elon Musk. Endlich Strukturwandel, endlich ein Zeichen für Industrie jenseits und nach der Kohle. Die EKBO wird ja schon lange, schon seit Jahrzehnten von den Diskussionen um Kohle und Klima mitbestimmt, das ist wirklich keine Erfindung des 21. Jahrhunderts, die Umweltdebatte haben die Kirchen des Bundes in der DDR auf den ökumenischen Versammlungen auch schon geführt, laut und kräftig und damals ebenfalls kräftig staatskritisch. Es war eine Umweltbibliothek in der Zionskirche, die in der friedlichen Revolution berühmt werden sollte. Aber nun, dieses Thema hatte ich schon. Nein, die EKBO hatte früh ein Umweltkonzept und auch ein Klimaschutzkonzept und seit ein paar Jahren auch ein Zentrum für Dialog und Wandel in Cottbus, weil es wichtig ist, klare Schöpfungspositionen zu haben und zugleich Partner für Dialog und Moderation verschiedener Interessengruppen zu bleiben, Partner im Wandel, Begleitung im Abschied von alten Wirtschaftsformen, Anwalt derer, die dabei so schnell unter die Räder geraten.

Bilder sind mächtig. Haben Autorität. Durch Präsenz. Welches Bild sollte denn da hängen, wenn nicht die St. Marien-Kirche Prenzlau, um die Lage der EKBO abzubilden? Na, vielleicht das Gemeindehaus von Beeskow – Beeskow liegt südwestlich vom Schlaubetal, irgendwo im Dreieck zwischen Oderland, Lausitz und Spreewald, hier hatte ich eine der anregendsten Debatten zur Frage, wer ist zum Abendmahl geladen – ein intensiver Diskussionsprozess durch die ganze Landeskirche. Hier hatten sie sich zusammen gefunden, um uns Kirchenleitende mal richtig die Meinung zu sagen zu den modernen Abendmahlsthesen – Einladung an Kinder, differenzierte Betrachtung auch bei den Ausgetretenen, ja denkbar sogar eine Abendmahlsteilnahme für Menschen auf dem Taufweg – so billig kann man es doch wohl nicht machen, hieß es hier in Beeskow. Ach, es ist herrlich, wenn in unserer Kirche auch vor Ort in den Gemeinden nicht nur Baupläne gewälzt und Geselligkeitsunternehmungen

geschmiedet werden, sondern wenn theologisch diskutiert wird – erst recht über das Sakrament. Und Beeskow war so ein Ort der Debatte – neben vielen anderen, Debatte bewegt die EKBO.

Genauso wie ein Haus, das noch gar nicht steht: das House of one – das Projekt des Bet- und Lehrhauses gemeinsam von drei Religionen, Islam, Judentum, Christentum – in diesem Jahr im April ist Grundsteinlegung, da, wo einst die Petrikerche mitten in der Stadt stand, ein Riesenprojekt, kirchlich oder religiös gesehen hat es vergleichbare Dimensionen wie der Flughafen. Dass das House of one eine Grundsteinlegung hat, das die Pfähle gegründet sind, das ist schon etwas Großes. Das House of one – im Grunde selbst eine Art Bild, ein Friedensbild für die Stadt mit ihren 302 Religionsgemeinschaften und dem immer wieder überwölbenden Eindruck, Religionen würden nicht zum Frieden beitragen, müssten und sollten deshalb aus dem öffentlichen Raum verbannt werden. Aber: nur das Gegenteil verheißt Frieden, nur das Ausleben der positiven und negativen Religionsfreiheit, nur das öffentliche Ringen und das öffentliche Miteinander verspricht einen guten, offenen, zivilisierten Umgang mit Religion.

Also Beeskow? Oder das House of one? Oder doch einfach die Oder – alles im Fluss? Und zum Glück verbindend im Fluss, nicht mehr trennend an diesem Fluss, sondern deutsch-polnisch, ein deutsch-polnisches, osteuropäisches Friedenszentrum in Frankfurt/ Oder, das inzwischen 25 jähriges Jubiläum gefeiert hat – mit einem Treffen der Bischöfe an Oder und Neiße, ein erstes Mal ein solches Treffen im letzten Jahr. Auch das eine besondere Aufgabe und Herausforderung der EKBO.

Liebe Geschwister, habe ich mich jetzt vor den großen Fragen gedrückt? Die Lage der EKBO – gestern Abend hatte ich Besuch, der frühere Pastorkollegleiter aus Loccum, der ehemalige Kollege, fragte immer wieder: wie sieht die Zukunft der Kirche aus, wie sieht sie denn aus? Und was sollen wir diskutieren: zwischen Moralagentur und spirituell-liturgischen Schwerpunkten? Zwischen abnehmendem Gesselligkeits-Gemeindehauschristentum und der stets so schnell übersehenen Muttersprache Seelsorge? Zwischen parochialen Zusammenhängen und landeskirchlichen Strukturen, bei denen Werke und funktionale Dienste auf Dauer die Ortsgemeinde ersetzen könnten? Wie sieht die Zukunft der Kirche aus? Und wie ein wirklicher Umbau?

Der Schlussstein liegt schon da – dieser schöne Satz des Superintendenten aus der Uckermark zum fiebrigen Warten auf den Abschluss der Wiedereinwölbung der Marienkirche soll die kleine Lagebeschreibung für die EKBO beschließen. Der Schlussstein liegt schon da – und es ist bekanntlich der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden. Daran freue ich mich jedes Mal wieder, wenn ich in Görlitz oder in Wittenberge, in Bad Wilsnack oder in Jüterborg bin. Denn da, wo andere meinen, es sei nichts mehr – unbewohnt, unchristlich, unkirchlich – da brummt es in den Gemeindehäusern. Meine vielzitierte Lieblingsszene ist die Bad Wilsnackerin, die in einem kleinen Youtube-Filmchen beim Porträt ihrer Kirchengemeinde erklärt, es sei neuerdings ganz schrecklich bei Ihnen mit der neuen Pfarrerin – im Gemeindehaus sei praktisch kein Platz mehr, weil immer so viel los sei ☺. So soll es doch sein. Der Schlussstein liegt halt schon da. Und vermutlich ist er auch auf dem Bild drauf, das da vor Augen ist. Man sieht ihn allerdings dort nicht. Auch das ist ok. Es reicht, zu wissen, zu glauben, zu vertrauen: der Schlussstein ist schon da. Ein angemessenes Bild davon gäbe es ohnehin nicht. Und evangelisch angemessen ist es ja – auch im 21. Jahrhundert, auch im neuen Jahrzehnt – ordentlich bildkritisch zu enden. Der Schlussstein ist ja in, mit und unter all den Bildern, die ich versucht habe, aufzumachen. Weshalb wir uns kein Bild machen sollen – von Gott sowieso nicht, aber vielleicht nicht mal von der EKBO. So will ich schließen: Lage der EKBO? Der Schlussstein liegt schon da. Der Bau ist aber noch nicht fertig. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!